

der König von Preußen, war hier zugleich der Befreier. Es war allenthalben eine Heidenwirtschaft, und in Tausenden von Herzen lebte nur der eine Wunsch, die letzte Hoffnung: der König von Preußen möchte herbeieilen und die Welschen mit der Schärfe des Schwertes zum Teufel jagen, — wohin sie gehörten!

Der Prinz von Rohan-Soubise wußte recht gut, wie es mit seiner Armee stand. Bereits beim Rheinübergang wollten die Schweizer Regimenter nicht mit nach Deutschland hinein. Sie wollten, selbst Deutsche, nicht gegen Deutsche fechten.

In unserm Pakt geschrieben
Steht: Ewig nimmer gegen's Reich!
So stehts und ist's geblieben
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!

Zwischen Soubise und dem Schweizer General Lothmann kam es zu einem heftigen Austritt. Wozu die Schweizer denn eigentlich dienten? fragte Soubise höhniisch. „Um den Rückzug Ihrer Hoheit zu decken,“ antwortete Lothmann lakonisch. Schließlich mußten sie doch mitgehen, denn die Kantone gaben ihre Einwilligung.

Der solide anständige Hildburghausen war tief empört. Als er von den Kirchenschändungen vernahm, die an evangelischen Gotteshäusern verübt waren, mochte der im evangelischen Bekenntnis erzogene Mann wohl besonders empfindlich berührt sein. Bei Rohan-Soubise konnte er nichts ausrichten, der hörte alles verbindlich an, versprach ebenso verbindlich Abhilfe der



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Weg von Frobo nach Nipporn.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

An diesen Weg, gelehnt war der rechte österreichische Infanterieflügel aufgestellt. Rechts imtergrunde liegen die Gehöfte des Dorfes Guckerwitz, wo in der frühe des Tages noch einige Reserveregimenter standen. Nach links verliert sich die Straße bald hinter dem Zettelbusch führt, von demselben verborgen, nach Nipporn weiter. Diese letzte Partie der Straße war selbst von Schönberge aus, dem Standpunkte des Königs, nicht mehr zu übersehen. Die Aufnahme ist einige 100 Schritt westlich Frobelwitz von der Chaussee Neumarkt-Deutsch-Lissa erfolgt.

Mißstände, tat aber nichts und — konnte vielleicht auch nichts tun.

Einige Berichte aus jenen Tagen, die der erregte Hildburghausen an den Kaiser nach Wien sandte, sind besonders charakteristisch für die Lage der Dinge.

Höchst sarkastisch wird er sogar, als er einen Kriegsrat bei Soubise schildert:

„Ich selbst bin mit dem Prinzen von Hessen neulich von ungefähr dazu gekommen, daß ein solcher feiner Kriegsrat oder, besser zu sagen, Synagoge gehalten wurde. Da waren nicht allein Generale, sondern der ganze kleine Generalstab, ja Sekretarien und Gott weiß, was für Leute dabei. Einige hatten in Gegenwart ihres Chefs die Hüte auf dem Kopf. Ein jeder sprach sich aus, als wäre er der Oberfeldherr, außer demjenigen, der eigentlich alles hätte entscheiden sollen. Mit einem Wort, es war eine rechte Judenschule, und so geht es alle Tage. Mithin wird niemals das, was ich an die Hand gebe, ausgeführt, oder wenn es auch geschieht, so geschieht es nicht zur rechten Zeit, viel weniger in der gehörigen Vollkommenheit.“

Man sieht, der gute Hildburghausen hatte seine liebe Not mit dem Kollegen Rohan-Soubise. Und diese steigerte sich von Tag zu Tag, so daß dem deutschen Prinzen bei seiner Gottähnlichkeit als Oberfeldherr wahrhaftig hange werden konnte. Dabei verstand es Soubise augenscheinlich recht gut, den deutschen Vorgesetzten, der allerdings nur dem Namen nach Generalissimus war, in Liebenswürdigkeiten und Versprechungen ein-

zuwickeln. Das Parkett des Königshofes von Versailles und das Vorzimmer von Madame Pompadour waren für ihn eine gute Schule gewesen. Es wird dem ehrlichen Hildburghausen augenscheinlich schwer, dem Kaiser über seinen Sozium im Kriegsgeschäft reinen Wein einzuschöpfen. Aber er muß es um seiner selbst willen.

„Ich wiederhole abermals“, schreibt er am 3. November 1757 aus dem Hauptquartier Mülheln an des Kaisers Majestät, „daß Soubise der liebste Mann von der Welt ist und es mir recht widerstrebt, wenn ich etwas zu seiner desavantage berichten muß. Allein Dero Dienst und meine Ehre erfordert es, Ew. Kaiserlichen Majestät die wahre beschaffenheit der sachen vor Augen zu legen, folglich bin gezwungen, in Unterthänigkeit beyzubringen, daß er bey seiner Armee nicht die mindeste Authorität sich zu geben weiß und daher dann auch alle die offtberichtete enorme Excessen entstehen, die dann nunmehr so weit gehen, daß einem die Haut schandert nur davon zu reden, und wahrhaftig Gott ohnmöglich zu denen Kriegsoperationen solch unchristlichen und ruchlosen Volks seinen Segen geben könne.“

Dies Schreiben war noch nicht in Wien angelangt, als schon das Strafgericht von Rossbach über die Dauphine und die Reichsarmee hereingebrochen war. Hildburghausen hatte richtig vorgeahnt.

Als König Friedrich sich entschlossen hatte, gegen die Franzosen und die Reichsarmee zu operieren, übertrug er im Lager von Bernstadt das Kommando der schlesi-

schen Armee dem Herzog von Bevern. Er ließ dem erprobten und vorsichtigen Taktiker völlig freie Hand, damit er je nach den Umständen handeln könne. Schwer genug war die Aufgabe Beverns. Er sollte mit einem Heer, das kaum halb so stark war, wie das der Oesterreicher, ganz Schlesien decken, vor allen Dingen die Sicherung der Festungen Schweidnitz, Liegnitz und Breslau vornehmen.

Der König selbst zog mit nur zweiundzwanzigtausend Mann den Franzosen entgegen, mehr war nicht zusammenzubringen. Der König verkannte seine Lage nicht.

„Als General habe ich den Krieg angefangen, als Parteigänger werde ich ihn enden“, sagte er in bitterer Ironie.

Auch der Herzog von Bevern bekam keine tröstlichen Abschiedsworte zu hören. „Wenn Sie eine Schlacht gewinnen, Lehwald die zweite und ich die dritte, so bin ich nichtsdestoweniger doch verloren. Ich übergebe Ihnen meine Armee, tun Sie, was Ihnen gut scheint.“

Der Generalleutnant von Winterfeldt, des Königs militärisches andere Ich blieb bei dem Herzog. Als der König zu Pferd steigen wollte, sah er Winterfeldt einen Augenblick fest an.

„Ich habe noch vergessen, Ihm eine Instruktion zu geben. Die einzige, die ich für Ihn habe, ist die: Erhalte er sich mir.“

Das waren die letzten Worte Friedrichs an den besten Mann seines Heeres. Vierzehn Tage später zerriß das feindliche Blei die treue Brust des Generals, den noch

nach langen Jahren der alte König in wehmütiger Erinnerung „seinen Freund“ nannte.

Sobald die beiden österreichischen Oberfeldherren erfuhren, daß der König selbst mit einem Teil der Armee nach Sachsen abmarschiert sei, und ihnen nur noch der Herzog von Bevern mit verminderter Truppenzahl gegenüberstände, wuchs ihr Mut. Angestachelt wurde der Prinz Karl von Lothringen außerdem fortwährend durch den französischen Brigadier Montazet, der nicht locker ließ. Auch in Wien war man längst der Ansicht, daß an Schlesiens Grenzen nicht genug geschehe, und nach den notwendigen endlosen Beratungen brachte der Graf Kaunitz dem Erzhaufe das große Opfer, trotz seiner Abneigung gegen frische Luft, in das Hauptquartier der österreichischen Armee zu reisen, um ein flotteres Tempo zu betreiben. Maria Theresia konnte den Zeitpunkt nicht erwarten, wo das geliebte Schlesien wieder ganz in ihren Händen sein würde.

Als der Staatskanzler mit seinen Wiener Verfügungen im österreichischen Hauptquartier eintraf, war schon etwas im Werke. Es war beschlossen, die preussische Stellung bei Görlitz anzugreifen, und zwar sollte der Vorstoß auf dem rechten Neisseufer gegen Moys und den Jäckelsberg erfolgen, gegen das Korps des Generalleutnants von Winterfeldt.

Dieser Jäckelsberg lag ungefähr zwei Kilometer vor dem rechten Flügel des Winterfeldtschen Lagers und war nur von zwei Grenadierbataillonen besetzt. Er lag also etwas isoliert und war durch einen kühnen Sprung zu

nehmen. Der gewandte Nadasdy war vom Prinzen Karl bestimmt, diesen Sprung zu tun, und einen willkommeneren Auftrag konnte wohl niemand diesem Manne geben, der so tatendurstig war, wie nur einer.

Der Herzog von Bevern hatte die exponierte Stellung des Winterfeldtschen rechten Flügels rechtzeitig erkannt und dem General geraten, sich besser zu sichern. Aber Winterfeldt wollte gerade diesen Jäckelsberg festhalten, um unter seinem Schutz ausgedehnte Fouragierungen in den vorliegenden Dörfern vornehmen zu können. Er beachtete Beverns Meinung zu wenig, und selbst als der Herzog ihm am 7. September früh in der Vorstadt zu Görlitz besorgt mitteilte, daß er einen Angriff auf das Winterfeldtsche Korps befürchte, da die Bewegungen des Feindes darauf hindeuteten — Bevern kam eben von einem Rekognoszierungsrütt —, glaubte der die feindliche Unternehmungslust gering schätzende General, daß das nur ein Scheinangriff wäre, um einen Vorstoß auf das Hauptheer zu verdecken, denn seine Kundschafter hatten ihm schon von einem derartigen Vorhaben des österreichischen Oberkommandos Mitteilung gemacht.

In dieser genialen Sorglosigkeit und Geringschätzung des Feindes begegnet man in Winterfeldt einem verwandten Zug, den man auch im Charakter des Königs antrifft. Hier warnte Bevern und Winterfeldt hörte nicht, bei Hochkirch später warnte Keith und Friedrich hörte nicht. Bevern sollte leider recht behalten.

Durch Plänkler und leichte Truppen seine Bewegungen verdeckend, war Nadasdy mit seiner Angriffs-

Kolonne an den Jäckelsberg herangekrochen und stürzte sich nun mit einer sechsfachen Obermacht und von drei Batterien unterstützt auf den Berg. Der Überfall glückte so gut, daß die beiden Grenadierbataillone beim Abkochen überrascht wurden. Dennoch stellten sich die flinken Preußen schnell in Reih und Glied und schmeterten ihr heftiges Feuer in die anstürmenden Reihen der Grenadiere und Kroaten. Der erste Angriff wurde abgeschlagen.

Winterfeldt hörte in Görlich den Kanonendonner und das Salvenknattern und warf sich, erfreut, jetzt den Österreichern vielleicht eins auszuwichen zu können, aufs Pferd mit den Worten: „Ha, das sind meine Gäste, ich werde sie schon bewirten!“

Als er auf dem Schlachtfelde eintraf, erfolgte gerade ein erneuter und verstärkter Angriff, den Nadasdy selbst führte. Der Banus von Kroatien und der französische Brigadegeneral Montazet sprengten den Truppen voran und setzten als erste über die Brustwehr der Redoute. Die preußischen Grenadiere mußten, der Obermacht weichend, zurück, und der junge Prinz Karl von Bevern, der als General du jour sich um die Herstellung des Treffens bemühte, kam in das dichteste Handgemenge.

Aber schon war Winterfeldt herbeigekommen und führte die Regimenter Manteuffel und Treskow der Brigade Kannacher vor, um die zurückweichenden Grenadiere aufzunehmen. Aber kaum sahen die tapferen Männer, daß ihnen Unterstützung kam, als sie sich von

neuem aufrafften und vorstießen und die Österreicher gegen den Berg zurücktrieben.

Winterfeldt übersah die Gefechtslage, sah auch, daß ein kühnes und planmäßiges Eingreifen alles wieder herstellen würde und ritt zum Prinzen Karl von Bevern, um ihm als General du jour die nötigen Befehle zu erteilen. Als er bei Bevern hielt, traf ihn plötzlich ein Schuß in die Brust, und er sank lautlos vom Pferde. Der Schwerverwundete wurde nach Görlich gebracht und lag stundenlang ohne Besinnung da.

Der Prinz Karl von Bevern hatte sofort nach der Verwundung des Generals die beiden Regimenter selbst gegen den Feind geführt und die Österreicher bis in die Redouten des Lagers zurückgeworfen, aber Zieten, der den Oberbefehl an Stelle Winterfeldts übernommen hatte, fand es nicht für gut, sich weiter zu engagieren, obgleich die rechte Flanke der Österreicher entblößt war und ihm fünfundvierzig frische Schwadronen und acht Bataillone zur Verfügung standen. Er hätte den Ausschlag geben und das Treffen gewinnen können, was von ungeheurem moralischen Nutzen für die preußische Sache in Schlesien gewesen wäre. Er tat es nicht.

So erdrückte die österreichische Obermacht, dreiunddreißigtausend Österreicher gegen dreizehntausend Preußen, den tapferen Widerstand der letzteren, und Karl von Lothringen konnte dem Kanzler des Erzhauses schmunzelnd einen Sieg melden.

In der Nacht zum 8. September gegen 3 Uhr starb Winterfeldt. Noch seine letzten Atemzüge gab er dem

Vaterlande. Er riet den Generalen, die sein Sterbelager umstanden, wie man am besten die Verteidigung der Provinz Schlesien handhaben könne. Denn er war ein genauer Kenner des Landes. Der Herzog von Bevern und alle Generale hatten sich in dem engen Zimmer eingefunden, in dem Winterfeldt seine große feurige Seele aushauchen sollte. Nur Zieten fehlte. Zieten ritt so lange bei den Vorposten auf und ab, bis er die Nachricht von Winterfeldts Tod erhielt. Der tapfere und ohne Zweifel aufrichtig fromme Zieten hat diesen Winterfeldt aus tiefer Seele gehaßt; er hat sich nicht überwinden können, dem Sterbenden veröhnlich die Hand zu reichen. Das Wort: 'Liebet eure Feinde', stand nicht in seinem Katechismus.

Die Leiche des Generals Winterfeldt wurde nach seinem Landgute Pilgramsdorf bei Polkwitz übergeführt und dort beigesetzt. Prinz Karl von Lothringen ließ dem Wagen eine Wegstrecke lang durch seine Vorposten das Ehrengelicht geben. Das war ein ritterlicher Zug vom Prinzen, denn der stumme Mann, dem die Eskorte galt und dem die drei Salven dumpf nachhallten, war zeitlebens ein gefährlicher Feind des Erzhauses gewesen. Ein Jahrhundert später sind Winterfeldts sterbliche Reste nach dem Kirchhofe des Invalidenhauses in Berlin gebracht. Die Stelle, wo er fiel, bezeichnet ein einfacher Gedenkstein mit der Aufschrift: Hier fiel Winterfeldt am 7. September 1757.

Den König traf die Unheil Kunde in seinem Hauptquartier zu Kerpsleben bei Erfurt. Schon waren von



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.